

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wichtig, Ihr erinnert mich zur rechten Stunde. Der Kaiser sprach auch mir davon, daß Euer Korps in Böhmen wohl zu gebrauchen wäre. Ich empfehl' Euch, tut ihm den Gefallen.“

„Bin dem Kurfürsten geschworen.“

„Und die „einsame Sache?“

„Macht ihr klugen Herren unter euch aus.“

„Das ist's ja,“ rief Jan und stand auf. „Niemand weiß, woran er ist. Ein Dutzend Stimmen kräht durcheinander. Der Teufel lenke sich da aus!“

„Und wen wollt Ihr zum Kurfürsten schicken?“

„Werth. — Ja, dich, Hans. Kannst dir dein Maul verbrennen bei dem Alten!“

„Bin ich recht unterrichtet, daß der Herr Oberst Werth vor Mantua war?“

„Ja, und mit großen Meriten.“

„Ich rat' Euch, schickt einen andern. Euer Kurfürst sieht nicht gern Gesichter, die an Mantua erinnern.“

„Was?“ rief Jan und schob sich näher. „Haben wir uns nicht brav gehalten? Ehre eingelegt für die deutschen Waffen?“

„Eben drum.“ Der Rat lachte spöttisch.

„Versteh' ich nicht.“

„Ich möcht's Euch erklären.“

„Sprich“, sagte Aldringhen.

„Die Herren werden wissen — aber ich habe das Versprechen, daß alle —?“

„Verschwiegen sind, jawohl.“

„Die Herren wissen also, daß damals, als die Forderung an den Kaiser ging, Wallenstein abzusehen —“

„Der Teufel hol' alle, die den Anschlag ausgebrütet. Ja, und dem Kurfürsten mag's hinterbracht werden —“

Man rief durcheinander:

„Hinterbringen?“ — „Wer soll's hinterbringen?“ —

„Sind hier Verräter?“ — „Ruhe! Ruhe!“

„Ferdinand mußte nachgeben. Denn Euer Kurfürst drohte, sich sonst und die Liga mit Frankreich zu verbinden.“

(Jan schlug auf den Tisch.) „Damals wollte man sich einigen: dem Kurfürsten wird der Fahneneid geschworen, Tilly wird Oberbefehlshaber der ligistisch-österreichischen Truppen, aber er muß den Befehlen des Hofkriegsrats folgen. Wallenstein wird Oberbefehlshaber in den Erblanden und in Italien.“

„In Italien auch?“

„Ja, und das wollte der Kurfürst nicht. Ihr müßt wissen, daß der Herr Kardinal Richelieu Partei für Italien ergriff; denn er fürchtete Wallenstein. Der Kardinal drohte also Maximilian: entweder wird der Böhme ganz ausaechal-

tet und der Kaiser macht Frieden in Mantua oder — die Liga hatte auch gegen Frankreich zu kämpfen. Also ging der Kurfürst her und drohte dem Kaiser abermals, daß er mit der Liga sich zu Frankreich schlagen wollte, und der Kaiser mußte — versteht Ihr? — mußte in Mantua Frieden machen.“

„So also“, rief Jan, „sieht der Kurfürst aus! Mit dem Kardinal Walsisch sich verbinden!“

„Und durch ihn mit Schweden“, setzte der Rat nachdrücklich hinzu.

Die Offiziere schwiegen alle miteinander. St. Georg begann mit der Ave-Maria-Glocke anzuschlagen, denn seine Turme umspielte schon der Goldstrom des Abendlichtes. Da neigten sich alle Häupter, und die Hände ließen die Becher fahren und verchränkten sich im Gebet.

„Du hast mir da Skorpione ans Herz gejagt“, sagte Aldringhen später zu Neumann, und er war wieder vollständig ernüchert. „Leg' dem Kaiser meine Reverenz zu Füßen und sag' ihm — der Eid — der verfluchte Eid!“

Neumann nahm seinen Arm und ging mit ihm langsam die geschwungene Treppe hinunter.

„Ich sehe es wohl, der Eid bindet Euch. Geht also immerhin zu Tilly. Aber Ihr würdet Euch dem Kaiser wohlgeneigt machen wenn Ihr uns ab und zu eine vertrauliche Relation aus dem Lager Tillys schicken würdet. Ihr versteht — was Tilly vornimmt, was er plant, wie er denkt und spricht. Denn ich hoffe, das geht nicht gegen Euren Eid.“

„Nein, das nicht“, sagte Aldringhen nachdenklich.

„Und schickt den Werth immerhin zum Kurfürsten. Mag er sich gisten.“

Jan aber ging in sein Quartier, von hundertsältigen Gedanken bewegt. Sah so die Staatskunst aus, dann Gnade Gott dem Reich! Hatte er, Jan Karr, geglaubt, eine Kriegstat müsse einen hohen Zweck haben! Und nun sah er Zehntausende hingejachtet, und alles war umsonst. Da sollte ein Soldat die Courage behalten! Und ein Reichsfürst paktierte mit dem Reichsfeind! Baderbombenundstöh! Eher hätte er Pulver aus einer Tabakspfeife geraucht als das geglaubt! Und der Kardinal war immer an der Arbeit mit Kege spinnen, setzte keinen Mann ein, keinen Gaul, und sie tanzten alle, wenn er pißf.

„Nein, Jois Maria, mich ekest das Kriegshandwerk an!“

Und auch der Abbe wußte nichts dagegen zu sagen. —

Indessen Tilly in dem Sturm der widerstreitenden Befehle aus Wien und München wie ein steuerloses Schiff schwankte, setzte das schwedische Heer, dem Steuer seines kühnen Königs gehorjam, sich in Bewegung, mit steilen und knatternden Zähnen, rauschte heran und überrannte Tillys schwerfällige Macht bei Mödern. Und von dem Jubelgeschrei der protestantischen Fürsten umbraust, zog es in die katholischen Länder ein, die breiten Schaumwellen des Entsetzens aufwerfend. Indessen erst in Frankfurt, dann in Ingolstadt die bebenden und schwaghafte und vorsichtigen Vögeln verhandelten, führte der Schwede

unaufhaltsam nach Süden, und seine Feldzeichen spiegelten sich in der Donau und im See.

Maximilian suchte den schwedischen König mit den Striden listiger Verhandlungen zu fesseln. Gustav Adolf aber lächelte:

„Der Max trägt eine doppelte Casaque; steckt heute rot und morgen blau heraus. Vorwärts.“

Tilly wurde abgesetzt. Wallenstein gab dem Flehen des Kaisers nach und erlaubte es, daß man ihn wieder Generalissimus nannte.

„Hilf mir“, bat Maximilian.

„Dir helfen?“ sagte der Böhme. „Du kannst mir aufwarten und die Pile tragen.“

Und der Schwede überschritt die Donau und setzte an zum Sprunge über den See.

Da redete sich Tilly noch einmal auf, warf Schanzen auf und seine sechshundertgroben Kanonen brüllten zuversichtlich über den See: Nicht weiter!

Aber der Schwede sprang zu und stand in den listigen Batterien, und als Jan am Abend in Ingolstadt von der Bastion nach Westen sah, beschien eine abenteuerliche Rote der letzten Sonne zerrissene, schreckstarrende bayrische Haufen. Und die ganze planlose Flucht eines geschlagenen Heeres, die auch den sterbenden Tilly mit sich schwemmte, brach in Ingolstadt ein. Mit der ersten Tageshelle spie der Qualm breuender Dächer, der den ganzen Horizont bedeckte, die blaue Stahlschlange der Schweden aus und Jan, der von der Bastion nicht gewichen war, ließ Alarm blasen und rief einen Veteranen zu sich, der neben ihm stand:

„Sieh dort — jener Mann dort — auf dem Schimmel —“

„Ist Gustav Adolf?“

„Ist ers? Ich will ihm guten Morgen sagen!“

Er schob die Feuerwerker beiseite, richtete die Kartäune und setzte selbst die Lunte auf.

In den betäubenden Krach mischte sich das Jubelgeschrei der Soldaten: der Schimmel wälzte sich am Boden. Hier, fünf Kavaliere hoben den König auf, und alle sprengten im Galopp auseinander.

Kommt jetzt der Angriff? Jan eilte in die Stadt, er war der erste an dem bedrohten Tor. Deshalb kommen sie nicht?

Der Kurfürst kam heran. Sein Gesicht war grau.

„Werth, der General Tilly ist tot.“

„Erlaubt mein Herr Kurfürst, daß ich Kundschaft reite?“

Maximilian zog die Schultern:

„Mein armes Bayern!“

Aber Jan ritt mit dem Regiment, das seinen Namen trug, aus dem Tor. Er ritt erst vorsichtig, dann lähn, endlich Galopp: die Schweden waren verschwunden. Nur ein paar Nachzügler hing er. Man hülte sie ein wenig mit dem Degen, und sie sagten, was sie wußten.

Der Kurfürst wohnte bei den Jesuiten. Er erneuerte in seinen wehmütigen Gedanken die Tage der sorglosen Jugend, die er bei eben diesen Jesuiten verbracht hatte, und betete, und grübelte und betete wieder.

Gegen Mitternacht stand Jan vor ihm:

„Die Schweden ziehn auf Regensburg!“

Maximilian wurde noch fahler und seine eiskalten Hände verkrampften sich ineinander. „Steh mir bei, allerheiligste Jungfrau! Auf Regensburg! Und Regensburg stinkt nach Kegerei aus jedem Haus. Es wird schon jetzt das Feiertagsgewand anlegen, um die Schweden mit Jubel zu empfangen. — Ich dank Euch, Werth. Geht. Und betet für Bayern.“

Jan stand steif und kalt wie ein Pfahl.

„Beten, kurfürstliche Gnaden, ist nicht mein Metier. Mir ist, als wenn mein Degen in der Scheide bebte. Gebt ihm Arbeit.“

Der Kurfürst wandte sich langsam ab:

„Ich habe keinen Befehl für Euch.“

Da vergaß Jan den Respekt und trat klirrend zwischen Maximilian und den Bestuhl.

„Und wollt Regensburg dem Schwed an den Hals werfen, wie ein schlechter Vater sein blühend Kind?! Da sei Gott vor!“

„Werth —! Ich bin Euer Kurfürst.“

Aber Jan brach los.

„Laßt zwei, drei Regimenter aussitzen, Dragoner-Musketiers dabei, gebt dem Korps einen herzhaften Befehl, als

einen Tritt in den Hintern, und in zwei Stunden prallt in Regensburg ein. Aber keines Augenblicks Jögern mehr, Zaderbombenundflöh! Sagt: Werth, reit' los! Mein Gaul steht noch vor meines Kurfürsten Quartier! Und wenn morgen früh nicht ein lachender Bote vor Euch steht: Werth ist in Regensburg und Regensburg wird gehalten, so will ich von meinen Trostnechten mich an den nächsten Baum aufknuten lassen.“

Der Kurfürst sah ihn an:

„Ihr sprecht wie der Pappenheimer.“

„Pappenheim ist tot, ich bin der Werth.“

„Aussitzen Werth! Und wenn Ihr Regensburg haltet — ich bin Euer gnädigster Kurfürst.“

„Pipen und Flöten“, brummte Jan und war unten wie der Blitz. Die gellenden Signale der Trompeten alarmierten seine Regimenter.

„Aussitzen und Marsch“, und dreitausend Dragoner-Musketiers und Kroaten galoppierten los, am linken Donauufer entlang, indessen die Schweden am rechten Ufer langsam dahingingen, und variierten erst ihre Pferde vor Regensburgs Toren, in deren geöffneten Schlunden schon die Bürger gepußt und behäbig standen und der Schwedischen warteten. Als sie die neuen Gäste erkannten, schrie's durcheinander:

„Zu den Waffen —! Das Gatter nieder!“

Aber Jan war schon mitten unter ihnen und nach einer Stunde hockten die entwaffneten Bürger fluchend in ihren Kammern und die bayrischen Banner lachten laut im frischen Wind von den Zinnen.

Regensburg, die starke Festung, das Tor Bayerns, war für das Land gerettet. Der Kurfürst zog ein. José Maria riet Jan, sich zur Audienz zu melden, aber Jan meinte, er hab es nicht des Danks wegen getan. Da Wallensteins Werbetrommel einhunderttausend Mann in Böhmen zusammenführte, wich Gustav Adolf nach Norden. Um seine Nachhut ließ Jan seine Reiter schwärmen. Dann brachte er die aufklärerischen bayrischen Bauern zur Räon, die schon gemeint hatten, mit den Schweden käme die goldene Zeit; und wo er Kunde erhielt, daß die zerrütten Belagerungen des schwedischen Königs sich nach Nürnberg schlichen, um die Position gegen Wallenstein zu halten, setzte Jan in einem frischen Sturm heran, brach nachts in die Quartiere (die Ueberfallenen schlieen gleich weiter — in den Tod hinaus) und war mit den eroberten Gärten und Kanonen davon, ehe die Hähne zum ersten Maläten.

Da begannen die ziehenden schwedischen Regimenter eifriger nach Nürnberg sich zu drängen, wo ihr König den schützenden Mantel offen hielt. Aber zuweilen, wenn sie schon meinten: jetzt müßten sie auf landsmännische Streikkorps stoßen, sprang ihnen der Werth an den Hals und biß sie zu Tod.

Da geschah es, daß Gustav Adolf jeden Morgen zu fragen lernte:

„Wo steckt der Werth?“

Und manchmal wurde ihm die Antwort an der Abendtafel durch einen blutenden und schmutzbedeckten Reiter.

„Der Werth? Majestät — der Werth war zur Nacht da — oder dort. Ihr sehts an mir.“

Und auch der Kurfürst Maximilian, der in lächelnder Wut neben seinem Todfeind Wallenstein vor Nürnberg kampierte, fragte jeden Tag:

„Wo steckt der Werth?“

Aber er fragte es grollend, und seine Generals grollten im Chorus mit, denn sie hatten es nie erlebt, daß ein Offizier so im Lande herumfuhr. Und als Jan eines Tages vor dem Kurfürsten stand, ein breites, bergwässerhelles Lachen auf dem Gesicht und seine drei Wachtmeister jeder zwei Arme voll feindlicher Standarten klappernd auf den Boden warfen, und als er außerdem noch einen frischen, herben Hauch durch jagter Sommernächte mit hineinbrachte, krümmte Maximilian seinen grauen, vom Beten und Fasten entkräfteten Körper noch mehr zusammen und stieß böse heraus:

„Ihr hattet keine Order.“

Jan hielt's für einen Scherz und strich sich nur lachend den Bart.

„Hoffe, mein Herr Kurfürst ist es gnädigt auch so zufrieden.“

„Ihr habt zu gehorchen und nichts zu tun als zu gehorchen!“

„Wem?“ fragte Jan schnell und sein Schnurrbart begann zu bebem. „Vielleicht allen denen, die dem Tilly den Degen festhielten? Um die gemeinsame Sache stünd's besser,

wenn weniger kommandiert als gehandelt würde. Und weniger gezaubert als dreingeritten.

„Ist nicht Eure Sach, darüber zu befinden! Meldet Euch beim Generalissimus und nehmt Eure Stellung ein. — Ich mein freilich,“ setzte er mit einem Schritt auf sein Gefolge hinzu, „wir könnten allesamt heimmarschieren. Zur Bataille kommt's doch nicht. Wallenstein hat keine Lust sich zu rühren.“

Jan lächelte, denn er hatte die letzten Worte noch gehört. An der Tür wendete er sich um.

„Kurfürstliche Gnaden meinen vielleicht, er könnt' etwas mehr riskieren? Ist auch meine Meinung, aber ich sag sie nicht. Kurfürstliche Gnaden sind mir übers — salva venia — Maul gefahren.“

„General Aldringen ist auch hier. Ihr seid Kameraden von — Mantua her. Sagt dem, was Ihr auf dem Herzen habt. Und seid bedankt, Werth — für dies hier.“

Und er stieß mit dem Fuß an die beschmutzten, zerfetzten, verfangenen Fahnen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Napoleonswagen.

Eine Kindheitserinnerung von Resi Langer.

„Liebes Fräulein! Ich bin bei meinem Großvater auf Schloß Krieblowitz; daselbst ist auch ein Napoleonswagen in den Ferien.“ So begann mein erster Brief an meine damalige Lehrerin, die mich im späteren Leben, gut Freund mit mir geworden, noch immer mit „meinem kurzen, knappen Briefstil“ aufzog.

Ich verbrachte meine Schulferien in der letzten Hälfte der neunziger Jahre stets auf dem Dominium Krieblowitz, das zu einer der schlesischen Fideikommissbesitzungen gehörte, die Friedrich Wilhelm III. dem „Marschall Vorwärts“ in Anbetracht seiner Verdienste um das Vaterland zum Geschenk gemacht hatte. Mein Großvater stand in den Diensten zuerst des Kurfürsten, und dann des Kurfürstlichen Erbprinzen von Preußen, und dann des Kurfürstlichen Erbprinzen von Preußen. Er war auf der Domäne, wie er selbst zu sagen liebte, „Bogt über Knecht-, Magd- und Viehzeug“. Er war aus einer der sieben österreichischen Besitztümer der Wälder von Wahlstatt gern in das Preussisch-schlesische hinübergegangen, um seines nicht immer ganz leichten Amtes zu walten; denn der jetzige Herr, Fürst Gebhard von Wälder, war nur selten, man kann sagen, Gast auf der schönen Besitzung, da er ein Sonderling und Preußenfeind ist. Er lebt, glaube ich, sogar jetzt noch auf der Insel Fern, die zu England gehört.

Die Herrschaft Krieblowitz wurde vom „Marschall Vorwärts“ so geliebt, daß er sie sich als ewigen Ruheort auserkor. Aber nicht im kühlen Park hinter dem schönen großen alten Schlosse wollte er ausruhen von Krieg und Sieg, sondern „dort, wo die drei Linden stehen“, mitten auf dem Kornacker, am Rande der Chaussee, die, von Canth kommend, an dieser Stelle in die Dorfstraße mündet, „will ich begraben sein,“ hatte er gesagt. Mir klingt das Gedicht, in dem diese Worte stehen, aus meiner ersten Bibel her noch in den Ohren; denn die Schlesiern sind stolz auf ihren Feldmarschall, und die Kinder lernen diesen Stolz.

Ein schlächter, grauer, turmartiger Rundbau, für den das Wort Mausoleum zu prächtig ist, birgt die sterblichen Reste des Feldherrn. Oben beinahe am Rande des Daches, blickt aus einer runden Luke des Marschalls steinernes Antlitz über Kornfelder und Auen hinüber zum „Vater Jobten“, dem Wahrzeichen des schlesischen Landes. Zwei Nischen Aug' in Aug'. Die drei Linden sind inzwischen auch zu mächtigen Bäumen emporgewachsen und bilden eine riesige Laube von drei Seiten um den Steinbau herum. Nur der Eingang ist sonnenbeschienen und die Büste und die Bärenstatue, die gewaltig aus der Luke herniederhängt. Von symbolischer Kraft und Stärke hatte ich damals recht wenig Ahnung, und ich nahm an, der Marschall habe in der Tat sich eine Bärenstatue befehlen, mit der er die Feinde schreckte. Trotzdem mir der stürmische Mann da oben mit dem windzerzausten Haar etwas unheimlich vorkam, schmückte ich doch die Eingangstür mit frischen Kiefernkränzen, bis es mir der Denkmalswächter verbot; denn er mußte die von der Sonne ausgehörten „Heubündel“ andern Tags wieder entfernen, und das machte seinen Kriegslahmen Beinen arge Mühe.

Eines Tages wurde angepannt und in die Stadt Canth gefahren. Da waren viele Flaggen auf halbmast, und es hieß, „der Bismarck“ sei gestorben. Das klang so traurig. Ich fragte meinen Großvater, ob das auch ein Feldherr gewesen sei. „Ja, aber mehr mit dem Kopfe. Er habe das vollendet, was der Wälder begann. Er sei des Deutschen Reiches Schmied. Er sei in seinem Alter gewesen.“ Und man kam der alte Mann ins Erzählen und trankte Jugenderinnerungen aus. Wie's gehau't hatte 1806 und 6, und auch noch anno 13. Und wie da der „Marschall Vorwärts“ sein „Sach“ gemacht und die Franzosen arg vertobt hätte. Und er sprach von 71, wie da wieder der Bismarck alles in die Reih' gebracht hätt'. Er war ein großer Mann, der Bis-

marck. Und ich wollte meinem Wälder nicht wehe tun und sagte: „Der Vorwärts auch.“

Dann führte er mich durch den Park am Schloß und zu einer riesigen Linde, die vier „ausgewachsene Männer mit ausgebreiteten Armen“, heißt es wörtlich, kaum umfassen können. Die sei vom alten Wälder eigenhändig gepflanzt. Sie sei noch „räftig“, wenn auch der Blitz sie schon einmal „vorgehabt“ hätte. In dem Parke seien viele Soldaten begraben, noch vom Alten Frieden her, weil die ganze Gegend ein großes Schlachtfeld gewesen sei. In der Fasanerie jände man beim Bäumeausroden noch öfters Schädel.

Über dort drüben im Marstallgebäude stehe der „Napoleonswagen“, der Reiselwagen des großen Franzosenkaisers, der auf seinen Feldzügen so spartanisch zu leben verstand. Der Wagen sei in der Schlacht bei Bellealliance von den Wälderischen Truppen erbeutet worden und als Siegestrophäe in den Besitz des Feldmarschalls gekommen. Nachdem dann im Berliner Palais am Pariser Platz kein Raum mehr dafür gewesen sei, habe man ihn in das stille Krieblowitz transportiert — und dabei schloß der Großvater eine riesige Tür auf, und ein halbdunkler großer Raum tat sich auf, in dem Fliegen summten. Neben einigen Galawagen stand er nun, der einfache Reiselwagen des großen Korfen. Dobe seine Räder, morisches Lederzeug. Die Plane war hochgeschlagen. Polsterfüße. Ich wollte mich hincinsetzen, durfte es aber nicht, da der Wagen morisch sei. Aber auf den Tritt habe ich mich doch gesetzt, und da ging es wie ein Bittern durch den Wagen, und ich stellte mir den Korfen vor, wie er mit seinem finsternen Gesicht da drinnen gefessen haben mochte; denn ich kannte ein Bild: „Napoleon auf der Flucht.“ Und mein Großvater erzählte von der Schlacht bei Bellealliance, und da sah ich auch den „Marschall Vorwärts“, den ich mir nur ohne Gut, mit weisendem Paar und flatterndem Mantel, in der rechten Hand den Degen, (in der Linken des Breslauer Wälderdenkmals), vorstellen konnte, wie er zu seinen Soldaten laut: „Kinder, das hat gegangen!“ Dann mahnte Großvater zum Ausbruch. Es sei Abendbrotzeit, die Mägde gingen schon zum Melken.

Auf der Jahrhundert-Ausstellung in Bresslau im vorvergangenen Sommer habe ich ihn wiedergesehen, den Napoleonswagen. Da kam er mir fremd vor. Er stand zwischen so vielen Dingen.

Und heute ziehen wieder Soldaten auf Wälders Spuren, und in kurzem ist unsere Zeit historisch.

Das Frühlingslied.

Die ersten Vögel, die in den Städten oder Vorstädten ihr Frühlingslied erschallen lassen, sind die Amseln. So wenig die Dichter die Amsel zu rühmen pflegen — Nachtigall und Lerche ziehen sie gewöhnlich vor —, so gehört sie doch zu unseren besten Sängern, darüber sind alle Vogelkenner und Vogelkinder einig. „Da sitzt sie auf dem Wipfel der noch kahlen Linde im letzten Strahl der sinkenden Sonne, und westwärts gewandt sendet sie dem scheidenden Tagesgestirn ihren Gutenachtgruß nach“, so sagt der gemüthvolle Zoologe Marshall vom Amselgesange. „Wie weich und reich legt sich der volle Ton an Ohr und Herz des Lauschers! Ist es nicht, als ob der Vogel in seinen melodischen Tönen Sprache mit der ihr umgebenden abendlichen Frühlingsnatur? Von Liebe singt er, von Liebe, Lust und Leben! Abends ist er fast der letzte mit seinem Lied und morgens sicher der erste. So sitzt er da und stödet seine Strohbe, dann macht er eine Pause und lauscht. Und wir wir lauschen mit ihm und hören von fern gedämpft und undeutlich den Gesang einer anderen Amsel herüberbringen. So sitzen ihrer viele und spinnen ein Tonnetz um die Promenade, die äußere Stadt und die umgebenden Gärten, ein Tonnetz, in dem sie mit ihrem Lieberhort der Knotenpunkt sind.“

Die Männchen singen übrigens nicht überall gleich gut: am besten sollen die von Bellagio am Comer-See, am schlechtesten die skandinavischen singen, und jung aus dem Neste genommene und aufgezogene, die keinen guten Gesangslehrer in ihrer Umgebung hatten, sind zeitweilig stümperhaft. Auf den kanarischen Inseln, wo die Amseln sehr häufig sind, wurden früher massenhaft Hähne eingefangen, um nach Sabanna verschickt zu werden: die Einwohner von Sabanna schätzten den Gesang der Amsel früher — vielleicht übrigens noch heute — so hoch, daß hervorragende Sänger mit Gold aufgewogen wurden. Die Amsel verfügt, wie männlich bekannt, noch über andere Töne als ihr wohlklingendes Flötchenlied: wenn sie ärgerlich oder erschreckt ist, gibt sie eigentümlich schnalende, aufgeregte Töne von sich, die von anderen Tieren sicher als Warnungslaute aufgefaßt werden. In seltenen Fällen ist auch beobachtet worden, daß Amseln, ähnlich den Staren, Töne nachahmen, die sie in ihrer Umgebung hören. Im vergangenen Jahre beobachtete man auf dem Bahnhofe in Basel beim Rangieren, daß die Pfeifensignale der Bahnbeamten sehr geschickt nachgeahmt wurden. Man vermutete irgend eine Vögelheit, bis sich herausstellte, daß der Pfeiffänger eine Amsel war, die die Pfeifentöne der Bahnbeamten gelernt und in ihren Gesang aufgenommen hatte!

Eine Beschreibung der Amsel ist wohl unnötig, denn jedermann in Stadt und Land hat Gelegenheit, sie zu sehen. Auf eine Einzelheit sei aber dennoch aufmerksam gemacht, nämlich auf die

Farbe ihres Schnabels: bei den Männchen ist er goldgelb, jedoch erst, wenn sie beinahe ein Jahr alt sind. Er bleibt auch zeitweilig gelb, während er beim Star im Herbst grau wird, um erst im Frühjahr wieder die gelbe Färbung anzunehmen. So angenehm die Amsel für den Unbereinigten ist, so verhaßt ist sie stellenweise dem Beteiligten: will sagen, dem Obst- und Weinzüchter. Die Amsel, einer unserer größten Singvögel, verbraucht viel Nahrungsmittel und ist daher außerordentlich gefräßig. Fast alles Genießbare ist ihr recht, stamme es nun aus dem Tier- oder Pflanzenreiche, und sie paßt ihren Speisezettel immer der Jahreszeit an. Im Frühjahr und im Sommer haben die Obstplantagen, im Herbst die Weinplantagen erheblich unter ihrer Gefräßigkeit zu leiden. Es ist einwandfrei festgestellt, daß die Amseln eines Gartens in wenigen Tagen einen Kirchen- oder Mirabellenbaum so vollständig plündern können, daß für den Obstzüchter auch nicht eine Frucht übrigbleibt. Auf den Ähren hat man der Amseln wegen die Erdbeerzucht aufgeben müssen, und es vergeht kein Jahr, in dem nicht die Obst- und Weinzüchter gerechte Verluste gegen die Amseln erleiden. Die Amsel gehört zu den wenigen Vögeln, die in kurzer Zeit ihre Lebensweise vollständig verändert haben. Noch vor wenigen Jahrzehnten galten die Amseln als außerordentlich schüchtern; in den letzten Jahrzehnten aber ist aus dem schüchternen Waldvogel ein lecker Stadtvogel geworden, der es sich in Park- und Gartenanlagen wohl sein läßt, und seine Schen vor dem Menschen vollständig aufgegeben hat. Es ist infolgedessen — auch unter den entschiedensten Anhängern des Vogelschaues im allgemeinen — ein lebhafter Streit darüber entbrannt, ob die Amseln schädlich oder nützlich seien und ob zu ihrer Einschränkung etwas geschehen müsse. Man wirft dem schwarzen Sänger nämlich — und mit Recht — vor, daß er sich nicht nur an Obst und Wein vergreift, sondern sich auch nicht scheut, die Gelege von nützlichen Singvögeln auszunehmen; außerdem wirkt die gefräßige Amsel stellenweise durch die Vertilgung von Regenwürmern schädlich. Zu einer Einigung sind die streitenden Parteien noch nicht gelangt, allein wohl oder übel wird man sich doch dazu verstehen müssen, wenigstens in großen Gartenanlagen gegen das Ueberhandnehmen der Amsel einzuschreiten.

Vermischtes.

* Eine erschütternde Episode des Luftkrieges wird in englischen Blättern geschildert. Ein Leutnant als Beobachter mit einem Sergeanten als Führer war von der französischen Heeresleitung beauftragt, eine verdeckte deutsche Batterie festzustellen, deren Feuer großen Schaden anrichtete. „Als wir über die deutschen Linien kamen,“ erzählte der Flugzeugführer, „wurden wir von einemurchtbaren Granatfeuer begrüßt. Wir stiegen höher und sahen endlich nicht eine, sondern drei Batterien.“ „Da sind sie also!“ sagte der Leutnant und ballte die Faust gegen sie. Dann rief er zu mir gemeldet: „Unsere Aufgabe ist erfüllt, schnell zurück.“ Ich wandte rasch, aber wir waren kaum 500 m weit gekommen, als der Regen der Schrapnell schlummer denn je wurde. Der Rauch hüllte uns in so dicke Wolken, daß es unmöglich war, 20 m weit zu sehen. Wir versuchten aus dieser Hölle hinauszukommen, aber Schrapnells, eins immer besser gezielt als das andere, explodierten gerade über unseren Köpfen mit entsetzlichen Krachen. Einen Augenblick glaubte ich, daß mein Gehirn zersprungen sei. Gleichzeitig fühlte ich mich plötzlich krank; dann schnitt mir mit einem Male dichter Nebel jede Aussicht ab, so daß ich wie in Nacht lag. Trotz meiner Schmerzen hielt ich die Maschine in derselben Höhe, um den Geschossen auszuweichen, die seltener wurden. „Sind Sie gesund, Leutnant?“ rief ich, aber ich bekam keine Antwort. Da ich glaubte, daß er mich nicht gehört hatte, wiederholte ich meine Frage und öffnete dabei meine Augen. Aber ich empfing wieder keine Antwort, und ich sah nichts als tiefe Dunkelheit um mich her. Ich beland mich allein im weiten Raum, 8000 Fuß über der Erde. Ich fürchtete mich und betahl Gott meine Seele, denn ich fühlte, mein letztes Stündlein sei gekommen. Da ich jedoch die Batterien der Feinde unter mir hörte, so hatte ich nur den einen Gedanken, zurückzukehren, koste es, was es wolle, und die Meldung zu überbringen. Geleitet von dem Geräusch der Schrapnells unter mir wendete ich die Maschine in der Richtung, in der ich zu meinen Kameraden zu kommen hoffte. Ich fuhr in dieser Richtung ungefähr zwei Minuten, als der Leutnant zu meinem Erstaunen plötzlich ausrief: „Achtung, Mann, höher hinauf!“ Ich riß das Flugzeug so rasch empor, daß es hinauf schoß und dabei die Wetterfahne eines Kirchturms mit sich riß, an dem die Maschine um ein Paar zerschneitert wäre. „Danke, Herr Leutnant,“ sagte ich. „Sie müssen entschuldigen, aber ich kann nichts sehen. Sind Sie verwundet?“ „Ja,“ antwortete er, „ich glaube, schwer; ich fühle mich sehr schlecht.“ Dann sagte er: „Wenden Sie jetzt nach links, noch mehr nach links. So ist's gut. Nun gerade vorwärts!“ Bald zeigte mir ein freier Kugelregen an, daß wir wieder über den Linien der Deutschen waren. Etwa drei Minuten später rief die Stimme des Beobachters: „Nun sind wir da. Ich sehe unsere Leute, die auf uns warten. Laßt den Apparat niedergehen!“ Ich hörte nichts mehr, aber bald landeten wir auf festem Grund und Boden.“

Den Wartenden, die das Flugzeug umringten, bot sich ein erschütternder Anblick dar; der Flugzeugführer war erblindet, für immer des Lichtes beraubt, und neben dem bleichen Mann mit den toten Augen lehnte der leblose Körper des Offiziers, der seinen letzten Atemzug getan hatte.

* Eine Kriegermarterl. Auf unseren Friedhöfen müssen wir heute so manchen Helden zur Ruhe betten, der in der Peinart für immer von den Wunden genas, die er draußen für uns empfang. Dieses Los erlitt auch im Jahre 1871 ein wackerer Bayer, der 23jährige Schonaauer Sebastian Durker, Kanonier im 4. Artillerie-Regiment. Zum Danke ward ihm eine Grabchrift, deren ergreifende Schlichtheit heute ganz besonders an das Herz rührt. Sie lautet:

Ein braver Soldat ist er gewesen,
Bei siebenthalb Schuh hat er gemessen.
Er zog für König und Vaterland
Einem mit ins Krangoienland,
Einen Fuß mußt' er in Frankreich lassen
Und hier dann ganz zu Tod erlassen.
O heiligste Dreifaltigkeit,
Mach' ihm den Himmelweg nicht weit,
Mit einem Fuß, an seiner Krücken
Kann er die Straße nur langsam hinken;
Und heißt es einmal: Aufstehen!
Schenk' ihm den andern Fuß zum Gehen,
Damit er bei der Parade droben,
Dich recht kann mit zwei Füßen loben!

Büchertisch.

— Wie sieht eine Festung aus? ist eine Frage, die heute oft im Publikum gestellt wird, in erster Linie auch von unserer Jugend. Moderne Festungswerke mit Panzerkränzen kann jeder selbst bauen mit der von dem bekannten Verlag J. F. Schreiber in Eßlingen und München soeben herausgegebenen Modelliermappe: Schreiber's moderne Festungswerke. Preis 2,50 Mk. Ein Panzerfort, wie sie bei Vättich, Antwerpen und an der Maas von unsern Truppen in glänzendem Siegeszuge übermunden wurden oder wie sie an der Westgrenze noch teilweise den Weg ins Herz Frankreichs sperren, entsteht hier vor unsern Augen in naturwahrer Nachbildung. Unsere Jungen brauchen solche Festung, um ihr Spiel mit Jungsoldaten „kriegsmäßig“ zu gestalten, und sie können ein Sverfort, eine Stadumwallung oder nach Belieben eine Küstenbefestigung mit Hafen, Untersee- und Torpedobooten durch Umstellen damit bauen.

— Dong's Kriegs-Kalender mit Illustrationen. Soeben ist Heft 8 erschienen, welches die Zeit vom 1. bis 28. Februar 1915 umfaßt. In bekannter treuer und sorgfamer Bearbeitung werden hier alle die denkwürdigen Heldentaten der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen aufgeführt, welche sie gegen die Franzosen, Engländer und Russen vollbracht haben, und auch die Kämpfe zur See und in den Kolonien sowie das große Ringen der Türken in Persien, Ägypten und im Kaukasus finden eingehende Berücksichtigung. Auch dieses Heft ist wieder mit Bildern geschmückt, welche die denkwürdigsten Vorgänge zu Wasser und zu Lande darstellen. Dong's Kriegs-Kalender mit Illustrationen (monatlich ein Heft zum Preise von 20 Pf., Deutsches Verlagshaus Dong & Co., Berlin W. 57) zeichnet sich neben seiner praktischen Uebersichtlichkeit durch seine Illustrationsbrigaden aus.

Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

	ersten	sen	los	hül			
	dem	sel	besten	riffe	und	ten	
an	um	gleich	seine	der	un	schel	ger
ten	dem	wer	der	wün	nicht	er	zu
	wel	schiffe	auf	ohne	sche	wartet	
	den	das	treibet	steuer			

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:
Wand, Sang.